Nummer 298 Freitag, 19. Dezember 1924

Berliner Familien-Zeitung

Die Weihnachtstanne

In jedem Stübchen ein Weihnachtsbaum —! Ohne Weihnachtsbaum im Zimmer können wir uns überhaupt keine Weihnachtsfeier denken, und doch liegen jetzt verschiedene Jahre hinter uns, wo es zum Weihnachtsfeste oft genug ohne Weihnachtsbaum gehen mußte und in vielen armen Familien in diesem Jahre auch.

Das Weihnachtsfest, ursprünglich das heidnische Sonnenwendfest, das Jubelfest der alten Germanen, ist uralt. Mächtige Holzfeuer loderten auf den Bergen, und alt und jung beschenkten sich. Das „Feuer" ist bei uns zur sinnigen „Feier" geworden, das Beschenken ist geblieben. Der Julebor ist auch heute noch zum Winter hin bei uns Trumpf, denn um Weihnachten herum hebt im Lande das große „Schweinesterben" an.

Die alten Volksfeste sind gegenwärtig aber zu Familienfesten geworden, jede Familie feiert das Weihnachtsfest im engen Kreise der Familienangehörigen, und wenn dem eingefleischten Ehefeind, dem Junggesellen das ganze Jahr seine Einsamkeit nicht selbst fühlbar wird, am Weihnachtsabend wird ihm die Kindheitserinnerung lebendig, und er eilt hinaus im Trubel der Großstadt, sein Zimmer wurde ihm heut zu eng. —

In der Großstadt beginnt die Festvorbereitung schon wochenlang vorher, aber richtig merkt man erst das nahe Weihnachtsfest, wenn der Weihnachtsbaum, die „Tanne", auf dem Balkon steht, und wohl zehnmal am Tage wird nachgesehen, ob sie auch noch da ist. Es ist ein feierlicher Augenblick, wenn Vater oder Mutter ausgeht, um eine Weihnachtstanne zu kaufen. Da wird probiert, gemustert, gemessen, die ist zu hoch und zu schmal, eine andere zu kurz und zu breit. Eine ist zu kahl, die andere zu voll. Nun geht's ans Handeln! Watt? Vor dell murffige Ding 2 Mark? Denn kann ick ja nach die Heede gehn un mir 'ne Fichte vor jaunicht kaufen! Endlich wird man aber handelseins und trägt das Bäumchen für 17½ nach Hause.

Nun hat man aber in Wirklichkeit keine Tanne, sondern doch nur eine armselige Fichte gekauft, denn Tannen, wirkliche Edeltannen, gibt es in Berlin sehr wenige und die sind teuer. Was wir für Tannen (Rottannen) halten, sind Fichten, Picea excels, und was wir für Fichten halten, sind Kiefern, Pinus sylvestris, die Tannen aber, Abies Nordmanniana und wie sonst noch alle Edeltannen heißen, sind nicht für 3 bis 5 Mark zu haben.

Die Kiefer oder Föhre, der Weihnachtsbaum des platten Landes, ist so richtig ein Kind der norddeutschen Ebene, wenn sie auch sonst überall in Europa angetroffen wird. Wohl steigt sie, wie die Fichte, hoch ins Gebirge hinauf, noch höher als diese, aber hier ist sie kein wohlgebildeter Weihnachtsbaum mehr, hier ist sie als Legföhre zum Latschen- und Knieholz verkrüppelt, ein Zwerggewächs, am Boden dahinkriechend.

Ganz anders in der Ebene, da wächst sie tannenhaft in die Höhe und Breite, hier rahmt sie mit ihren geraden, stolzen Stämmen die stillen Seen ein, hier gleißt sie im Morgenrot wie ein Flammenmeer, und ein Leipzikow ohne See und Kiefern ist uns einfach undenkbar.

Die meisten Großstädter stammen vom Lande. Mögen sie im Sommer in die Wälder der Umgegend hinauswandern, da wird die Kiefernschonung im glühenden Sonnenbrand kaum beachtet. Aber im Spätherbst, zur Weihnachtszeit, da steht ihnen die Schonung voller Weihnachtsbäume, einer immer schöner als der andere, und nach heute holt sich der Dörfler seinen Weihnachtsbaum aus der nahen „Heede". Eine „Fichte", wie er sagt. Die wirkliche Fichte, die sich der Bauer heut hier und dort aus der Großstadt kauft, wirkt auf dem Lande fremd, sie verkörpert nicht die Eigenart des märkischen Landvolkes, knorrig, karg und anspruchslos, wie der dürftige Sandboden, auf dem beide, das Volk und die Kiefer, gedeihen.

Ganz anders die Fichte oder Rottanne, die ein Kind der freien Berge ist und nach der Großstadt den Geist der Höhenluft mitbringt. Ebenso, wie uns jetzt die Wintersonne etwas sieghaftes, Empordringendes zeigt, weil sie höher steigt und infolgedessen auch die Tage wieder länger werden, zeigt uns auch die Fichte etwas Sieggewohntes, Hohes, Freies. Sie bringt uns Grüße der freien Berge des Thüringer Waldes, der Harzgebirge, aus Schlesiens Bergen und den Süddeutschen Höhen. Wanderten wir im Sommer in jene Bergefilde hinaus, Erholung suchend, so kommen die Fichten jetzt zu uns mit ihrer Ozonluft, mit ihrem herzerfreuenden Lebensodem. Hochaufgeschossen, wie die schmalbrüstige, dünnbeinige Großstadtjugend, und doch rank und schlank, lustig und gesund, daß ein heller Jodler herausklingen möchte in die klare Winterluft! Weshalb läßt Erlkönig die alten grauen Weiden und grämlichen Erlen tanzen? Wäre es nicht besser, der Tannenkönig ließe zum lustigen Ländler aufspielen und alle Tannen und Fichten, die ja doch alle weiblichen Geschlechts sind, tanzten auf freier Höhe einen lustigen Reigen und ließen ihre Lieder fröhlich erschallen? Ist es uns nicht, als riefen uns alle Jungtannen, die jetzt in den Straßen Berlins stehen, zu: Komm, tanz mit mir, aber sittlich und fein, nit so wüscht! Und nimm mich dann mit in dein Kämmerlein und putz mich zum Christfest, dann habe ich meine Aufgabe erfüllt! Wirklich, es weht Gebirgsluft in Berlin zur Weihnachtszeit. Brennen wir doch einmal am Weihnachtsheiligabend einige grüne Fichtenzweige im Zimmer ab, „fockeln" nennen es die Gebirgler und die alten Wenden im Spreewalde, sogleich haben wir die herrlichste Waldluft im Zimmer.

Die Tanne hat etwas „Herrschsüchtiges" an sich, deshalb beherrscht sie auch das Weihnachtsfest. Wie sie im Zimmer stolz im vollen Lichterglanz prunkt, geschmückt mit allerlei Zierat, Aepfeln und Nüssen, so steht sie auch als stolze, aufrechte deutsche Frau im Tannenwalde im grünen Schmuck ihrer scharfen Nadeln und behängt mit Fruchtzapfen als Naturschmuck. Von unten an bis oben hinauf mit Zweigen bewehrt, steht sie stolz am grausigen Abhang, hoch aufstrebend, und macht dadurch die Schlucht noch tiefer, grausiger. Oben auf der Höhe aber macht sie die Bergspitze noch höher, den Himmel erstrebender und erst hier wirkt sie in ihrer ganzen Schönheit erst so recht „majestätisch". Sie verkörpert auch in ihrem Wuchs das „monarchische Prinzip", denn wenn ihr der böse Sturmwind oder eine mutwillige Hand ihr den Spitzentrieb geraubt, heben sich alsogleich die nächsten unteren Triebe in die Höhe und es entsteht ein Wettstreit unter den Triebspitzen, wer von ihnen zuerst erstarkt, eine neue Spitze bilden zu können. Wir sehen es ja so oft an einer geschnittenen Tannenhecke, die schon im nächsten Jahre neue Triebspitzen senkrecht stellt.

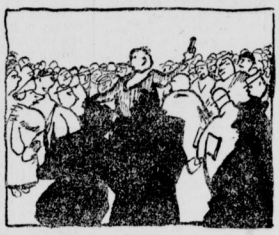
Die Naturgeschichte lehrt uns, daß die Kiefer ihre Nadeln zweifach oder büschelig stellt, die Fichte dagegen stellt ihre Nadeln lose rund um den Zweig. Die Edeltannen, Blautannen, Silbertannen, Balsamtannen, Weißtannen und wie sie sonst in allen Farben und Formen zu haben sind, stellen ihre Nadeln verschieden, aber niemals rund um den Zweig, sondern reihig und flach, nur einige fremdländische Sorten machen hier eine Ausnahme. Edeltannen sind nicht so schön wie Kiefern und Fichten, sie bringen etwas Kaltes, Blasiertes in die Festwohnung, sie sind nicht so heimatlich gemütlich, sondern vornehm-steif, lassen frohen, ausgelassenen Kinderjubel nicht aufkommen.

Eine Hoße, mit vielen Lichtern geschmückte Edeltanne, im Bescherungsraum der Wohltätigkeitsvereine läßt die Kinderherzen nicht warm werden, sie weist den Blick von sich ab auf die zu ihren Füßen aufgebauten Geschenke hin, und gierig haftet der Kinderblick an ihnen. Aber im kleinen Familienstübchen, wo die schlichte Kiefer oder die Fichte der Berge als Weihnachtsbaum prangt, da ist doch so recht erst Weihnachten, wenn die Kinder den Eltern die selbstgefertigten Geschenke aufbauen können und sie selbst am billigen Spielzeug die größte Freude haben. Hier erst werden die Großen mit dem Kinde wieder Kind und aus vollem Herzen klingt das Lied von der heiligen Weihenacht.

Obergärtner **Franz Rochau.**

Die amerikanischen Frauen und das Alkoholverbot. In dem neuen Kongreß in den Vereinigten Staaten ist eine Dreiviertelmehrheit der Alkoholgegner vorhanden. Wie verlautet, sind es vor allem die amerikanischen Frauen, die zu diesem Ergebnis beitragen und damit das Fortbestehen des Alkoholverbots gesichert haben; denn sie sind entschlossene Gegnerinnen des Alkohols, da sie beobachten konnten, daß seit seiner Verbannung ihre Männer sparsamer geworden sind.

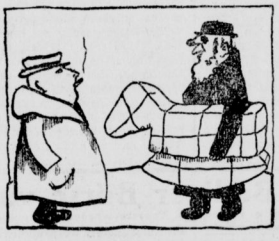
Vor dem Fest



1. Auf dem Weihnachtsmarkt
„Ach jo drängeln, jestern hab' ick zwee Kinder zerdrückt und die muß ick ersetzen."

4. Der Nichtsiner
„Onkel, wat bist du denn von Beruf?"
„Weihnachtsmann, mein Junge."
„Ach so, im ganzen Jahr nur einen Tag arbeiten."

2. Die Tanne
„Wollen Sie 'n Boom?"
„Nee, wir haben den von vorijet Jahr noch in Spiritus."



5. Das Schaukelpferd
„Was schenkst du denn da deinem Jungen? Der ist doch nicht die Deutsche Volkspartei."

3. Tirpitz
„Wenn ich der Weihnachtsmann wär', würde ich mich dem deutschen Volke als Reichskanzler schenken."

6. Stille Nacht, heilige Nacht
Der Weihnachtsbaum des Junggesellen.

Die Geschichte des Fächers

Weit reicht der Ursprung des Fächers zurück. Schon die Ureinwohner Asiens und Afrikas bedienten sich seiner zu einer Zeit, in der die Menschheit noch im Anfang der Entwicklung unserer Kultur stand. Die tropische Hitze hatte die Eingeborenen gezwungen sich mit einem Baumblatt Kühlung zuzufächeln. Das erfinderische Menschengehirn ersetzte später diesen leicht welkenden Fächer durch ein, an einen Stiel befestigtes Stück Papier oder Stoff, dem man die Form des Blattes gab. So entstand der erste sogenannte Blattfächer, wie er noch heute in China und Japan im Gebrauch ist. Auf den alten etruskischen Vasen sehen wir ihn bereits mit zierlichen Ornamenten geschmückt, und ungefähr vom 5. Jahrhundert an kam man auf den Gedanken, ihn aus Federn herzustellen. Das bunte, schillernde Gefieder des männlichen Pfaus, das aufgeschlagen ja eine große Aehnlichkeit mit einem Fächer besitzt, gab ein prächtiges Fächerblatt. Eine große Rolle spielten derartige Fächer besonders bei den orientalischen Fürsten. Auf den Bildern alter und neuer Meister sehen wir zum Beispiel die Herrscher und Großen des Landes umgeben von Sklaven mit Pfauenwedeln, während schöne Haremsdamen auf weichen Polstern ruhend, sich mit ihnen Kühlung zufächeln lassen. Auch bei den Eingeborenen der übrigen Länder verdrängte jetzt der Federwedel den Blattfächer, so verfertigen u. a. heute noch die Indianer des südlichen Amerika solche aus Adlerfedern, deren unteres Gestell aus gegerbter Baumrinde bestehend, mit zierlicher Stickerei geschmückt ist.

Nach dem Abendlande kam der Fächer erst im 13. Jahrhundert, und zwar zunächst nach Italien und Spanien. Hier tauchte plötzlich eine neue Form auf. Ein viereckig aufgespanntes Stück Stoff, bemaltes Pergament oder Geflecht wurde an das Ende eines langen Stieles befestigt und mit einem Zackenrand versehen. Diesen wenig praktischen Fahnenfächer finden wir auch zunächst in Frankreich und Deutschland. Aber bald sah man hier seine Unzweckmäßigkeit ein und ahmte wieder den chinesischen Faltfächer nach, bei dem eine Anzahl schmaler, keilförmig geschnittener Blätter an dem einen Ende durch einen Draht zusammengehalten wurden, so daß man sie beliebig entfalten und wieder zusammenlegen konnte. Diese Faltfächer in ihrer jetzigen Form erlebten in Frankreich unter dem prachtliebenden Ludwig XIV. ihre Glanzperiode. Sie wurden bald zum unentbehrlichen Schmuck der Frauenwelt, man wetteiferte in dem Besitz vieler und kostbarer Stücke, unter den übermütigen Rokokodamen entstand eine geheimnisvolle Fächersprache, die man nur dem jeweiligen Liebhaber anvertraute. Reizende Liebesszenen wurden von hervorragenden Künstlern eigens für die Fächerblätter entworfen, es entstanden jene duftigen Malereien, die uns noch heute ein getreues Bild jener genuß- und liebesdurchtränkten Zeit am Hofe des Sonnenkönigs wiedergeben.

Auch bei uns entfaltete sich im 18. Jahrhundert eine Blütezeit für den Fächer. Es blieb aber nur bei Einzelstücken, aus dem Kunsthandwerk entstand keine Zunft. In den deutschen Kunstgewerbemuseen finden wir nur ganz wenige Exemplare, die deutschen Ursprungs sind, die Malereien rühren meist von Chodowiecki her, wohl der einzige Maler, der seine Kunst auch dem Fächerblatt zuwandte.

Die ernste Revolution war einem so heiteren Schmuckstück wie dem Fächer wenig günstig, er verschwand für lange Zeit, um erst wieder um die Mitte des 19. Jahrhunderts, vorerst in Frankreich, wieder aufzutauchen. Auf diesem ursprünglichen Boden wuchs sehr bald wieder eine blühende Fächerindustrie empor. Alte Anregungen aus der Rokokozeit wurden aufgenommen, das Gestell mit dem Blatt in harmonische Wechselwirkung gebracht, moderne Maler und Zeichenkünstler mußten die Entwürfe zu den Malereien liefern, und es dauerte nicht lange, so fanden die französischen Fächer Absatzgebiete in allen Ländern der Welt.

Nicht so rasch ging es in Deutschland. Hier waren seit der Karlsruher internationalen Fächerausstellung im Jahre 1891 allerdings schon Ansätze zu einer neuen Entwicklung vorhanden, durchgesetzt hat sich der Gedanke einer Wiedererweckung des künstlerischen Fächers aber erst viel später. Die Fächergestelle wurden teils aus Frankreich, teils aus Oesterreich bezogen, und auch für das Fächerblatt nahm der Fabrikant sich französische Muster zum Vorbild. Die meist erschreckend bunte und triviale Ausführung wurde durch eine Verzierung von billigster Industriespitze und eventuell noch mit einem Zusatz von ganz gewöhnlichen schillernden Prilletonkleren „gehoben" zum Entsetzen jedes künstlerisch geschulten Auges. Die „Malereien" waren schlecht bezahlte Heimarbeit von Männern und Frauen, die im Kampfe ums tägliche Brot das Dutzend Fächer von 50 Pfennig an herstellten!

Vor dem Kriege war es allerdings der Vereinigung für Schmuck und Fächerkunst gelungen, den Fächer wieder zu einem künstlerischen Schmuckstück zu erheben. Entweder zeigte er graziöse Malereien, oder sein Blatt bestand aus echten handgenähten Spitzen. Augenblicklich scheint jedoch in der Fächermode eine Ruhepause eingetreten zu sein, man hört und sieht nichts mehr von ihr. Jedoch ist es nicht ausgeschlossen, daß dieses graziöse Schmuckstück über kurz oder lang wieder zu neuer Form auftauchen wird.

H. K.